

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 8

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 15
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der letzte Grossvater

Bernhard Diebold

15

Der Alte erwiderte nichts auf Grossmutter's Redeschwall. Er tappte mit kleinen Schritten in der Stube umher und fragte sich nur das eine: mit wem kann ich da reden? Ach, diese Grossmutter ist ihm ja viel zu altmodisch mit ihrer Polizei! Das wäre nur ein letzter verzweifelter Ausweg. Ein solches Vorgehen trifft nicht nur die Gräfin, sondern auch seinen Enkel, der schliesslich doch wie er, den Namen Weidmann trägt. Die Weidmanns sind kein Futter für die Polizei. Es ist doch ganz unmöglich für sein Herz zu denken: sein Arnold und sein Otto seien wirklich schlechte Menschen — was man so «schlechte Menschen» nennt — so unwürdig ihm ihre Handlungsweisen scheinen. Das sind zwar Schwervergehen gegen die bürgerliche Rechtlichkeit und das seelische Gewissen; aber nicht Verbrechen gegen Recht und Polizei. Nichts mit der Polizei! Und wird die eigene Schande nicht um so grösser, je öffentlicher der Skandal sich auswächst? Oh, das alte Mannli kam sich in seinen Zweifeln gegenüber seiner Emma sehr modern vor. 's isch nümme 's glich. Die Zeiten sind anders. Die Kinder sind nicht mehr zu zwingen, mit keiner Polizei. Das sah die Grossmutter nicht ein.

Er aber sah es halbwegs ein. Nur halbwegs. Soll er zum Pfarrer Hotz? Ach, der alte Polterer redete dann gleich wieder eine Predigt vom Sittenverfall der «ganzen Schweiz» und vom «moralischen Marignano» statt vom Otto. Das ging beim Pfarrer Hotz halt immer ins Allgemeine, wie auf der Kanzel; während er, der alte Weidmann, doch einen ganz speziellen Rat brauchte für den aktuellen Fall. Da konnte er sich ebensogut in seinem dicken Schweizergeschichtsbuch Erkenntnis und Rat holen wie beim Hotz. Er musste einen Weisen finden, der noch nicht so uralt war und dachte wie die Grossmutter — und eben der Hotz. Aber wen?

Oefters als sonst entfloh der Grossvater seiner missgelaunten Emma zu einem Abendbier im Alten Sternen; und redete mit niemandem ein Wort, wenn nicht die gute Mutter Niehans, die als menschenkennerische Wirtin für Hoch und Niedrig

stets die rechte Ansprache fand, ein karges Wort aus ihm herausholte. Doch wenn der Fuhrmann Koller an einem Nebentisch in seinen Schoppen glotzte, setzte sich Weidmann niemals neben ihn. Der Koller fand diese Distanzierung seines ehemaligen Patrons übrigens ganz in der Ordnung; grüsste knapp und stierte weiter in sein Glas mit rotem Rachenputzer.

Auch den Buchbinder Rüeegg vermied Grossvater Weidmann, wo er konnte, um nicht in ein Familiengespräch verstrickt zu werden, das jetzt gar so peinlich war. Vor allem packte ihn der helle Aerger, wenn der Rüeegg mit weise aufgesetzter Miene behauptete: er habe das mit dem Otto kommen sehen und immer gewusst, jawohl. Gottlob aber sass der phantasievolle Buchbinder nur selten im Alten Sternen; da er für einmal in der Woche seinen Stamplatz im Excelsior bezog, wo er sich von seiner eigenen Tochter Milli grossartig mit einem Dunkeln bedienen liess, und um dieser Verwandtschaft willen auch vom Geschäftsführer gelegentlich eines Gesprächs über die notorisch schlechten Zeiten gewürdigt wurde. Da fühlte sich der Rüeegg als ein besonderer Gast, und viel geehrter als im Steinernen Winkel, wo er vor Weidmanns nüchternen Augen nicht in seinem vollen romantischen Wert bestand. Diese Weidmanns hatten ihren verfluchten Stolz! Aber den Otto und die Gräfin hatten sie auch!

Grossvater Weidmann spürte die Schadenfreude Rüeeggs wie eine lästige Berührung. Er frass seinen Kummer und seine Scham in sich hinein. Oh, wenn er nur reden dürfte! Aber eben — mit wem?

Arnold aber wusste, mit wem er sich auszusprechen hatte. Er ging noch am gleichen Abend zu Frau Beerli, seiner Freundin Anni, einer Witwe von zweiundvierzig Jahren, die einen Posamentierladen jenseits der Sihlbrücke mit grossem Fleiss betrieb und recht und schlecht von dem Erträgnis leben konnte. Sie verdiente also den bösen Leumund einer «Mätresse» im landesüblichen Sinne

keineswegs. Denn sie erarbeitete sich ihre eigene Existenz und lag dem Mann nicht wesentlich auf der Tasche. Auch mochte sie ihn ehrlich leiden und hätte ihn sofort geheiratet, wenn er nur jemals davon angefangen hätte. Aber er fing nicht an.

«Ich wott nüme hürate», sagte er oft in Erinnerung an die erst vor Jahresfrist verstorbene Marie. Er schämte sich geradezu vor dem Entschluss zu einer neuen, festen Bindung, die einfach die Ehe mit der ersten fortsetzen sollte, als käm's schon nicht darauf an, mit wem man gerade verheiratet sei. Auch wusste er, dass sich das Vorleben seiner einst sehr lebenslustigen Freundin durchaus nicht so einwandfrei und rein darstellen liess wie das entsagungsreiche Erdendasein seiner Marie. Bevor Anni mit dreissig Jahren endlich den Posamenter Beerli geheiratet und sich zur Beständigkeit erzogen hatte, war sie als Verkäuferin in allen möglichen Geschäften auch allen möglichen Herren begegnet, und hatte fröhlich in den Tag hinein gelebt. Nun, das war abgestellt. Sie wusste heute, dass sie nicht mehr so ganz jung war, obschon sie sich kraft mancher Toilettenkünste weit unter ihren Jahren präsentierte. Arnold sah es mit Wohlgefallen. Aber erst seit der Affäre vom heutigen Mittag, bei der er sich vom eigenen Sohn beschimpfen lassen musste — und nicht ganz ohne Recht, wie er gerade in seiner Eigenschaft als Vater sich's leider zugestehen musste — erwog er nun zum erstenmal die Möglichkeit der dauernden Verbindung mit der Freundin.

Aber noch wochenlang sprach er zu ihr kein Wort von seinen Erwägungen. Zuerst musste die Sache mit Otto bereinigt und beredet werden: die grosse Schande. Zumeist dachte er an den Spott seiner Eisenbahnler; und spricht sich dann in eine tobende Wut hinein, die aber seine Freundin fast immer zu beschwichtigen vermochte. Denn wenn sie auch zugab, dass Ottos Vorhaben nicht «gehörig» sei, so fand sie es doch nicht so schändlich und blamabel wie es Arnold schien. Und wie der blöde Töpel Hämig, fragte die Weltkluge zunächst einmal: «Hat sie denn Geld, die Gräfin?» In dieser Frage scheinen sich in dieser Welt die Dümsten mit den Weisesten zu treffen. Als Arnold verneinte, da schüttelte allerdings auch sie ihren hochblond gefärbten, schön frisierten Schopf und meinte: «Das ist dumm.» Etwas anderes fiel ihr zunächst nicht ein.

Aber zur Beschwichtigung erzählte sie Arnold von einem ihr bekannten fünfundzwanzigjährigen Coiffeur, der vor zwei Jahren für seine Ehe mit

einer emigrierten Ministerswitwe bestandenen Alters volle fünfzehnhundert Franken als Honorar erhalten habe und heute schon wieder geschieden sei. Das sei nur ein Geschäft gewesen, und wahrlich viel gemeiner als der Fall mit Otto, wo eben scheinbar nur die Liebe den Ausschlag gebe, jedenfalls von seiner Seite. Und Frau Beerli milderte jeweils für einen Abend Arnolds Vaterzorn und verteidigte den Jungen mit seiner Verliebtheit. Gegen die Liebe lasse sich halt bei Mann und Weib mit keiner Gewalt ankämpfen. Sie wisse es von sich selber. Liebe mache unpraktisch. Aber so ein junger Hund sei halt noch dumm ... Also sprach Frau Beerli.

Inzwischen lag der junge Hund längst in der Atelierwohnung des Negerli auf der Couch neben seiner geliebten Gräfin und sprach sich seinerseits nun lebhaft aus. Lisbeth war glücklich, nahm Ottos Kopf in die Hände und sagte immer wieder: «Endlich bist du frei. Jetzt bist du erst ein wirklicher Mann. Jetzt kommst du zu deiner wahren Bestimmung. Jetzt wirst du ein wirklicher Künstler.» Dass sie es sagte — seine Fee aus der Mondnacht, das «Mädchen aus der Fremde» mit der Märchenkronen, die abenteuerliche Dame aus der grossen, regellosen Welt — oh das bedeutete ihm die schicksalssichere Bestätigung dafür: dass alles Geschehene ganz in der höheren Ordnung lag, und dass er den Beruf seiner Berufung erwählt hatte.

Lisbeth war ihm die Erlöserin zur wahren Freiheit und Schönheit. Sie trug einen braun und rot karierten Sweater aus duftigster Wolle. Ein dunkelbraunes breit plissiertes Röckchen umflatterte ihre Knabenhüften. Ihre winzigen Schuhe aus dünnem Lackleder klapperten wie die Hufe eines Rehs über die Holzplanken, auf denen kein Teppich lag. Welch' andere Welt als im alten Gewinkel am Zeltweg! Otto schaute im Raum des Negerli umher: Vorhänge aus dunkelgelbem Stoff liessen sich über die Glaswand ziehen, wenn die Sonne allzu liebevoll über den Zürichberg brannte, an dessen Hang das Haus in einer aussichtsreichen Kurve der Gloriestrasse stand. Licht, adrett und wohlhabend sah es in diesem Kunstraum aus, so wie das Negerli selber, das mitten in seiner künstlichen Bohème die Herkunft aus der hablichen Bourgeoisie verriet. Eine von dekorativer Hand veranlasste Nachlässigkeit im Aufstellen der Möbel oder im Herumliegenlassen von Büchern und Mappen wahrte den Zauber des Zufälligen und den Charme der Freiheit vom

Bürgerturm, dem das Negerli so anmutig und bequem entflohen war. Ja, auch das Negerli war in seiner Art ein Flüchtling, eine Abtrünnige vom guten Herkommen. An allen Wänden lehnten schichtenweise die ungerahmten Oelbilder des Negerli: Landschaften; Männerporträte; Selbstbildnisse, vor dem Spiegel gemacht; und auf der Staffelei, gewöhnlich von einem Tuch verhängt, stand ein als rasche Oelskizze erst angefangener Akt, den Otto wohl erkannte. Das war Lisbeth: schlank, jung, schön; und im Ausdruck des noch nicht zu Ende gemalten Kopfes mischten sich weibliche Weichheit und graziös gespielter Leichtsinnsinn. Otto verglich immer wieder dieses Bild mit seinem Original — die nackte Eva mit der buntgefiederten Puppe — das Weib mit der Dame. Und das Resultat dieses Vergleichs erbrachte doppelten Reichtum an Reiz und Liebesstolz, so dass er zu Lisbeth sagte: «Du bist so wunderbar, dass ich dich lieben m u s s.» Und als sie ihn dann küsste: «Sonst hätt' ich's nicht für dich getan ... das alles.»

«Du hast es auch für dich getan», flüsterte sie in sein Ohr. «Jetzt fängt auch dein neues Leben an. Du wirst bald selber solch ein Atelier haben und mich als Akt malen und vieles andere ...» Sie stand auf und wickelte die Plakatrollen auf, die Otto noch am Nachmittag von seinem Mansardendach abgelöst und mit den wenigen Siebensachen seiner Habe in einem unförmlichen Kartonnkoffer zu Hause abgeholt und hierher geschafft hatte. Mit Reissnägeln wurden die bunten Tafeln hoch oben an die Wände geheftet. «Denn in den vierzehn Tagen bis zu unserer Trauung ist es ja unsere Wohnung; und sie muss auch danach aussehen», bemerkte sie.

«Und dann, nach den vierzehn Tagen?» fragte Otto, plötzlich jäh aufgeschreckt. «Solange ich noch beim Graveur bin, geht's ja, und solange das Negerli weg bleibt und wir so billig wohnen. Aber was dann?»

Da lachte Lisbeth in grosser Unbekümmertheit und zeigte ihre weissen Zähne: «Bis dahin ist's doch noch so lange ... Bis dahin hat man schon einen Einfall ... In einer Welt, wo man Plakate träumt, lebt man nur in der Gegenwart und plagt sich nicht zu viel ums Morgen. Dann wird's nie langweilig.»

«Du sprichst, wie wenn du in Berlin wärest. Aber hier leben wir in Zürich. Und ich habe hier einen Grossvater und einen Vater und ...»

«Ich habe auch einen Vater gehabt», sagte Lisbeth, die jetzt an der Wand lehnte und vor sich

hinsann. «Er war gewiss nicht minder streng als der deine ... Aber anders, natürlich anders. Denn er hatte die Unruhe in sich — von der ihr Schweizer keine Ahnung habt. Als junger Pfarrer hat er's im Amt und auf der Kanzel nicht ausgehalten. Das Reiseblut fieberte in ihm, ganz wie bei mir. Die ewige Unrast. Darum bewarb er sich um die Mission; und konnte dann reisen, sozusagen mit der Kirche ums Dorf herum, womit ich Görlitz meine. Und so war's dann mit mir und meinem Grafen. Fort musste ich. Im Bleiben vertrocknet man und die Beine werden steif am Ort. Man muss genau so viel riskieren im Leben als man erleben will; jetzt so wie du, mein Lieber. Und wenn's einmal zu viel wird, viel zu viel, und es absolut nicht mehr weiter geht ... ja dann ...»

«Ja dann ...», wirft Otto düster ein, «dann stellt man sein Köfferchen mit der Grafenkrone ans Quai und geht ganz einfach in die Limmat ... ja? ... ganz einfach ... nicht wahr? ...»

Sie sagt sehr ruhig: «Du verhöhnst mich jetzt, dass ich die Kraft nicht hatte zur Konsequenz. Aber dafür bist eben ja du in jener Nacht erschienen, um diese schreckliche Konsequenz zu verhindern ... von Schicksals wegen. Aber wenn du nicht dagewesen wärest ... nun, dann weiss ich nicht. Mein Vater sagte immer: „der Tod gehört zum Leben, sonst schätzt man's nicht.“ Er sagte es aber nicht wie ein Missionar, der sich auf den Himmel freut, sondern wie einer, der sein Leben als Einsatz bringt, um dem Tode einen Haupttreffer abzugewinnen. Das hat er oft gesagt. Nirgends habe er tiefer das Bewusstsein seiner Lebenskraft genossen als im Weltkrieg! so konnte er übertreibend renommieren. Aber ein bisschen war's ihm doch ernst damit. Dabei hat er in vorderster Front gestanden. Er war ein Kraftkerl. Ich habe seine Kraft leider nicht geerbt, nur die Unruhe. Denn ich bin eine Frau ...» Hier unterbrach sie sich, sah Otto lächelnd an, und schloss dann: «Und der Mann, der mir die Kraft gibt, der bist jetzt du.»

Otto küsste sie. Aber sein Sinn war nicht ganz beim Küssen. Er grübelte: wie klug so eine Weltfrau redet; so klug, dass es beinahe töricht wirkt im Anblick ihrer Puppeneleganz und des koketten Mundes, der so viel mehr für uns bedeutet als ihr Hirn und ihre Rede. Oh, es gefällt mir alles, was sie spricht. Und dennoch weiss ich nicht, ob's für mich passt; ob's nicht zu leicht gesprochen ist; und viel zu schwungvoll für unsere Schweizer Seelen ... In der Erinnerung an Lisbeths biographische Erzählung hatte er's oft gedacht: ob so

ein Leben im letzten Grund Wahrheit oder Schwindel sei. Eine wüste Geschichte war's. Wie ein Film. Glaubhaft vielleicht für Berlin, für Paris, für New York. Doch wohl kaum für unser Zürich?

Und dennoch . . . wenn man sich's genauer überlegte, was so im «Gugger» oder in der «Hohlen Gasse» alles zu lesen stand von den Skandalen in der soliden und währschaftigen Eidgenossenschaft! Was brauchte man sich übrigens in der «Hohlen Gasse» zu informieren, mit der sich schliesslich kein anständiger Mensch in der Öffentlichkeit zeigen durfte. Man erlebte in seiner eigenen Umgebung ja schon die allerschönsten Kinovorstellungen, die sich neben Lisbeths wilden Schilderungen gar nicht so fremdartig ausnahmen. Die eigene Schwester war nach Paris ausgerückt. Der Vater hatte eine Maitresse in Aussersihl. Buchbinders Milli war seit drei Wochen keine Saaltochter im Exelsior mehr, sondern befand sich, wer weiss aus welchen Mitteln, auf einer Italienreise, und schickte dem alten Rüeegg Postkarten mit «Herzlichen Grüssen aus dem schönen Firenze», die der Buchbinder ohne Scham, ja sogar mit einem gewissen Stolz über die Welterweiterung seiner Milli, dem Fuhrmann Koller und dem alten Weidmann zeigte. Wahrlich schämte er sich weniger dieser Unbürgerlichkeit seiner Tochter, als jener Schamlosigkeit, mit der die vor zwei Jahren Siebenundzwanzigjährige auf einer Oxfordversammlung ihre Sünden vor aller Welt erzählt und bekannt hatte — voller Verzweiflung über eine unglückliche Liebe. Für Rüeegg aber war das Seelische viel genierlicher als das Körperliche . . . Und in Vrenis Abenteuerlichkeit, dachte Otto weiter, steckt auch nicht mehr viel alte Eidgenossenschaft. Hatte er die verklungene Geliebte nicht unlängst vor dem Bellerive au lac in einem soeben abfahrenden gelben Sechssitzer erblickt, zur Seite eines mit weissem Turban geschmückten Inders? Sie trug am rechten Handgelenk drei dicke Elfenbeinringe, die beim Winken laut klapperten. Denn Vreni winkte Otto zu und rief zum Spass: «Auf Wiedersehen».

Nach solchen Proben sah es aus, als ob die schweizerischen Nachkriegs-Töchter viel unbegrenztere Möglichkeiten vor sich hätten, als man sich's je vor 1914 auch nur in Gedanken zu träumen wagte. Das «Zeitalter der Dame» war auch in Seldwyla angebrochen. Und die jungen Schweizer Herren hatten sich im Sinne der Nachkriegs-Mondanität zu Gentlemen entwickelt, die der neuen Welt weniger schuldig blieben als der alten Schweiz. Nun, die jungen Männer der bescheidenen

Stände hatten es nicht so leicht wie ihre schönen Schwestern. Otto bedachte es. Verglich seine gräfliche Weltdame mit den neuen Seldwylerinnen; und sah nun Lisbeth in allen Vergleichen gerechtfertigt — und damit auch sich selbst in seinem Abenteuer.

«Lisbeth, es ist ein Glück, dass ich dich traf . . . dass ich dich lieben darf . . . dass du mich liebst.» Er ging auf sie zu, fasste ihre zerbrechliche Hand, sah in ihre dunkeln Augen, die bei aller Blitzkraft doch nicht den trügerischen Glasglanz von Vrenis beweglichen Pupillen strahlten, und fragte: «Denn du liebst mich doch?»

Sie schloss ihn stumm in die Arme.

«Hast du viele so geliebt wie mich?»

Sie drückte ihn an sich: «So fragt doch nicht. Man kann es nicht vergleichen, wenn man liebt.»

«Viele?» fragte er lauter und dringlicher.

«Dich!» flüsterte sie.

Wahrlich, es war keine genaue Antwort. Aber sie befriedigte Ottos Herz. Die knappe Logik des Gefühls ist stärker als die Dialektik des Erkennens.

Gegen die Jugend gibt es kein Gesetz

Der Grossvater Weidmann hielt es im steinernen Hof an vielen Tagen einfach nicht mehr aus. Die unaufhörlichen Schimpfereien und essigsauren Mienen der Grossmutter machten ihm sein Haus zur Hölle. Da musste er halt entsetzlich viel spazieren gehen. Denn so jeden geschlagenen Tag durfte man sich nicht den Besuch des Alten Sterns leisten: sowohl aus Sparsamkeit als aus der Scheu, von irgendeinem Menschen nach seiner Familie gefragt zu werden. Selbst das bloss höfliche und gar nicht neugierige gemeinte «Wie geht's daheim?» ertrug er nicht. Die Grossmutter ihrerseits aber suchte Aussprache bei der verschwiegensten Instanz auf Erden und im Himmel, nämlich beim Lieben Gott — dessen Rat sich allerdings den allzu konkret gestellten Fragen der resoluten Beterin gegenüber in einer im Weltsinne praktisch wenig brauchbaren und eben darum göttlichen «Verallgemeinerung» hielt; darin nicht unähnlich dem Pfarrer Hotz. Seit Ottos öffentlicher Schande ging sie nicht mehr nur jeden Monat, sondern jeden Sonntag in die Kirche und hoffte in stiller Versenkung eine ratende Stimme von oben zu vernehmen. Aber der Liebe Gott verweigerte die Aussage über das Dilemma: ob sich die gräfliche Ehe Ottos besser per Polizei oder per Pfarrer Hotz verhindern lasse.

(Fortsetzung folgt)